

Soziale Distanz

Heinz Otto Lutho
zum
60. Geburtstag

KATHOLISCHE
UNIVERSITÄT
EICHSTÄTT



Siegfried Lamnek (Hrsg.):

Soziale Distanz

Heinz Otto Luthé
zum
60. Geburtstag

KATHOLISCHE
UNIVERSITÄT
EICHSTÄTT



Inhaltsverzeichnis

Siegfried Lamnek

Zu einer Soziologie der Distanz.

Eine Annäherung an Weg und Werk von Heinz Otto Luthe ... 5

Stefan Weinfurter

Funktionalisierung und Distanz:

Gesellschaftlicher Wandel in der Salierzeit 17

Stefan Hradil

Feine Unterschiede und grobe Spaltungen.

Distanzveränderungen in unserer Gesellschaft 39

Theodor Hanf

Soziale und politische Distanz im Vielvölkerstaat 49

Rainer Greca

Institutionalisierung und Distanz.

Wo das kommunikative Paradigma versagt 61

Siegfried Lamnek

Konstruktionen ethnischer Distanz:

Der Umgang mit Fremden 111

Zu einer Soziologie der Distanz. Eine Annäherung an Weg und Werk von Heinz Otto Luthe

Siegfried Lamnek

Geburtstage zu feiern, ist nicht jedermanns Sache. Von unserem Jubilar weiß ich nun, daß er sicher gerne (auch Geburtstage) feiert, daß er sich aber nicht gerne (auch als Geburtstagskind) feiern läßt. Dies schlicht deswegen, weil es seiner Bescheidenheit widerspricht, im Mittelpunkt zu stehen. Und so haben wir ihn genötigt, sich einem Festakt zu unterziehen und eine Festschrift anzunehmen, weil wir erst gar nicht sein Plazet erbeten haben. Die Planungen waren schon so weit fortgeschritten, als wir an seinem Geburtstag ihm dies eröffneten, daß auch ihm jede Widerrede zwecklos erscheinen mußte.

Heinz Otto Luthe, dessen Geburtstag sich am 11. März diesen Jahres zum sechzigsten Male geöhrt hat - Sie gestatten mir die unhöfliche Bemerkung als Empiriker, daß es streng genommen schon der 61. Geburtstag war -, besuchte von 1948 bis 1957 das Dreikönigsgymnasium seiner Geburts- und Heimatstadt Köln. Nach dem Abitur studierte er Soziologie, Volks- und Betriebswirtschaftslehre an den Universitäten Würzburg und Köln. An der Universität Köln erwarb er zunächst 1962 den akademischen Grad eines Diplom-Volkswirts. Nach einer Tätigkeit als kaufmännischer Angestellter in der chemischen Industrie - offenbar als "Passage" - wird er 1964 zum wissenschaftlichen Assistenten am Institut für Soziologie der Universität Köln ernannt, dem führenden Institut der deutschen Nachkriegssoziologie. H. O. Luthe promovierte dort 1966 bei René König, einem "Altmeister" der deutschen Nachkriegssoziologie, mit einer Arbeit, die die "Bedeutung zwischenmenschlicher Kommunikation im Prozeß der Beeinflussung" zum Thema hatte. Ob der frankophile Doktorvater René König für diese Eigenschaft bei seinem "Schüler" Luthe (mit-)verantwortlich ist, entzieht sich meiner Kenntnis.

Das Thema seiner Dissertation beleuchtet einen Arbeitsschwerpunkt, dem Heinz Otto Luthe in den ersten Jahren seiner wissenschaftlichen Laufbahn seine besondere Aufmerksamkeit gewidmet hat: der Kommunikationssoziologie. In seiner Dissertation, die leicht modifiziert 1968 unter dem Titel "Kommunikation und Beeinflussung" beim Stuttgarter Enke-Verlag erschienen ist, entwickelt Luthe eine soziologi-

sche Theorie der Kommunikation, die in einer international vergleichenden Perspektive unterschiedliche Sozialstrategien kommunikativer Beeinflussung diskutiert und hier vor allem das Verhältnis zwischen interpersonaler Kommunikation und den modernen Massenkommunikationsmedien untersucht. Angesichts dieses Ansatzes, der Gesellschaft und sozialkulturellen Wandel wesentlich als Kommunikationszusammenhang begreift, überrascht es nicht, daß die Publikationen in diesen Jahren vor allem Fragen der modernen Massenkommunikation behandeln und hier wiederum Probleme aufgreifen, wie sie besonders in Entwicklungsländern zutage getreten sind (Luthe 1967, 1968).

Schon in den Anfängen seiner wissenschaftlichen Karriere zeichnet sich ein Wissenschaftsverständnis und -engagement ab, das durch eine ungewöhnliche Offenheit und Sensibilität für internationale Entwicklungen geprägt ist. Dies ist zum einen sicherlich gegenstandsbedingt, denn schon in seiner Dissertation belegte H. O. Luthe, daß sich die Erscheinungsweisen und Problemfelder der modernen Kommunikationsgesellschaft kaum ohne internationale Vergleiche sinnvoll erörtern lassen. Zum anderen aber zeigt sich dabei ein charakteristischer Grundzug, der nicht nur das wissenschaftliche Schaffen Luthes beleuchtet, sondern auch ein Grundmotiv seiner Lebensauffassung wiedergibt: sein Mißtrauen gegenüber jedem engen Provinzialismus, gegenüber jeder selbstgenügsamen Nabelschau, die nicht über die Grenzen des Hier und Jetzt, der eigenen Kultur und Gesellschaft hinauszudenken wagt.

Von daher verwundert es nicht, daß sein Weg noch vor der Promotion eine einschneidende biographische "Grenzüberschreitung" aufweist: 1965 führen ihn Lehr- und Wanderjahre ins Ausland, an die Universität des schweizerischen Lausanne, wo er bis 1977 in der soziologischen Lehre und Forschung tätig ist, zunächst als "premier assistant" am "Institut de recherche des communications de masse", später, ab 1975, als "Privat-docent" an der "Ecole des sciences sociales et politique" der gleichen Universität. Zwei Jahre später kehrt er nach Deutschland zurück: die damalige "Kirchliche Gesamthochschule Eichstätt" kann Luthe dafür gewinnen, die Professur für Soziologie in der Abteilung Religionspädagogik und Kirchliche Bildungsarbeit zu übernehmen. 1979 erhält er den Ruf auf den Lehrstuhl für Soziologie I der Geschichts- und Gesellschaftswissenschaftlichen Fakultät der neu konstituierten Katholischen Universität Eichstätt.

Die Weltoffenheit von Heinz Otto Luthe, die nicht von einem "heimatlosen" Kosmopolitismus, sondern von einer reflektierten Neugier für die Lebenswelten fremder Kulturen gespeist wird, dokumentiert sich nicht zuletzt in Lehr- und Forschungstätigkeiten, die H. O. Luthe auch in den folgenden Jahren ins Ausland führen. Ich möchte in diesem Zusammenhang vor allem die besondere und langjährige Vertrautheit hervorheben, die H. O. Luthe mit mehreren Ländern und Kulturen Nordafrikas verbindet. Diese Anteilnahme zeigt sich z. B. 1969 in seiner Tätigkeit als UNESCO-Consultant in Kairo oder in mehreren Gastvorlesungen, die er später an den Universitäten von Tunis und Rabat gehalten hat (Luthe 1991). In diesem Kontext darf nicht unerwähnt bleiben, daß H. O. Luthe seit 1984 dem wissenschaftlichen Beirat des Deutschen Instituts für Internationale Pädagogische Forschung angehört.

Doch kehren wir nach Eichstätt zurück: Nicht nur als Dekan der Geschichts- und Gesellschaftswissenschaftlichen Fakultät von 1983 bis 1985, auch als Vorsitzender des Sozialwerks unserer Universität oder als Mitglied unterschiedlicher Senatskommissionen hat Heinz Otto Luthe von Beginn an ganz maßgeblich zum Aufbau und zur Profilierung unserer Universität beigetragen. Seit vorletztem Jahr schließlich bekleidet er eine der wichtigsten Leitungsfunktionen unserer Universität: als Vizepräsident finden seine fachliche Kompetenz, sein Erfahrungsreichtum, auch sein konziliantes Verhandlungs- und Gestaltungsgeschick nunmehr einen Wirkungskreis, der gewährleistet, daß sein Können und seine ungewöhnliche Einsatzbereitschaft in noch höherem Maße unserer Universität zugute kommen.

Daß speziell die "Eichstätter Soziologie" ihrem "Gründungsvater" sehr viel mehr verdankt, als sich in wenigen Worten ausdrücken läßt, brauche ich wohl nicht eigens herauszustreichen. Mit Beharrlichkeit und professionellem Augenmaß gestaltete Luthe maßgeblich den Auf- und Ausbau des Faches Soziologie an unserer Universität. Mit Stolz kann die Soziologie in Eichstätt heute ihren Studierenden mit insgesamt drei Professuren und vier wissenschaftlichen Mitarbeitern ein Lehr- und Ausbildungsprogramm anbieten, das nicht nur eine breite fachliche Auffächerung mit einem unverkennbaren Eigenprofil verbindet, sondern auch praxisbezogene Studienschwerpunkte umfaßt, die den Studierenden gute Chancen für ihren beruflichen Einstieg bieten. Kurz gesagt: Daß sich die "Eichstätter Soziologie" im Vergleich nicht nur mit

Soziale und politische Distanz im Vielvölkerstaat

Theodor Hanf

Zu Beginn dieses Jahrhunderts galten Vielvölkerstaaten einer dem Gedanken des völkischen Nationalstaates verpflichteten Historiographie als Relikte einer untergehenden Epoche. Das Osmanenreich wurde als kranker Mann am Bosphorus gehandelt, das Habsburgerreich als Völkerkerker mit bröckelnden Mauern, das Zarenreich als zum Verfall verurteilt. Was nicht zusammengehöre, könne nur auseinanderbrechen: so ließe sich, in Anlehnung an Willy Brandt, die damals herrschende Lehre knapp formulieren.

Am Ende dieses Jahrhunderts scheint es so, als habe der Lauf der Geschichte diese Prognose bestätigt. Die Imperien der Osmanen und der Habsburger überlebten den ersten Weltkrieg nicht; sie zerfielen zwar nicht, wurden aber von ihren siegreichen Feinden zerschlagen. In den beiden Jahrzehnten nach dem zweiten Weltkrieg sahen sich Großbritannien und Frankreich gezwungen, ihre kolonialen Vielvölkerreiche nationalen Unabhängigkeitsbewegungen zu überlassen. Das sowjetische Imperium, Erbe der Romanoffs, löste sich am Ende des Kalten Krieges ohne Zutun seiner Gegner auf. Schließlich fand auch Jugoslawien, ein aus Resten Habsburger und osmanischer Territorien entstandener Vielvölkerstaat, ein blutiges Ende.

Das Ergebnis der Zerschlagung oder des Zerfalls der großen Reiche entspricht jedoch nicht dem, was nach der Lehre des völkisch-nationalen Determinismus zu erwarten gewesen wäre. Die Imperien sind zwar untergegangen. Nur wenige ihrer Nachfolgestaaten aber sind ethnisch, sprachlich oder religiös homogene Gebilde, sondern Vielvölkerstaaten kleineren Formats. In der heutigen Staatenwelt ist der Vielvölkerstaat nicht die Ausnahme, sondern der Regelfall.

Wer an die Unausweichlichkeit von Staatenbildung nach völkischen Kriterien glauben will, der läßt sich freilich in seiner Überzeugung nicht dadurch beirren, daß weniger als einer von zehn heute bestehenden Staaten völkisch-homogen ist. Was noch nicht ist, kann und wird noch geschehen; denn jedes Volk braucht sein eigenes Territorium und muß sich daher abgrenzen. Daß verschiedene Völker in den Grenzen eines Staates auf Dauer friedlich oder gar freudig zusammenzuleben, ist nicht möglich. Ein Vielvölkerstaat kann nur hobbesianisch sein; da Menschen gleicher Herkunft und Art miteinander auszukommen

pflegen, gilt zwar für ihn nicht unbedingt der Singular *homo homini lupus*, wohl aber der Plural, jedes Volk sei des anderen Wolfsrudel. Völker fallen nur dann nicht übereinander her, wenn ihre Distanz durch eine Staatsgrenze gewahrt wird.

Wie weitverbreitet solche Überzeugungen sind, läßt sich daran ablesen, wie deutsche Medien unterschiedlichster politischer Konfession über Belgien berichten. Unentwegt wird der baldige Zerfall dieses Staates vorausgesagt, und es wird schlicht nicht zur Kenntnis genommen, daß es die Belgier seit 150 Jahren immer wieder verstanden haben, ihre durchaus gravierenden Konflikte zwar keineswegs zu lösen, aber durch ständiges Verhandeln und immer neue Kompromisse auf höchst zivilisierte Weise zu regeln. Seit es das Königreich Belgien gibt, ist noch kein einziger seiner Bürger aufgrund eines Volkstumskonflikts zu Tode gekommen, viele hingegen in zwei Weltkriegen, die von völkisch Gläubigen in ihr Land getragen wurden - ungeachtet anerkannter und durch Völkerrecht gesicherter staatlicher Grenzen.

Sollte denn Distanz zwischen Völkern eine Bedingung friedlichen Zusammenlebens sein - hierauf wird noch zurückzukommen sein - dann ist es offensichtlich möglich, diese anders als durch eine Staatsgrenze herzustellen. Wie ist Völkerdistanz innerhalb einer Staatsgrenze beschaffen?

Zunächst besteht sie darin, daß überhaupt von verschiedenen Völkern die Rede ist. Zweifellos sind sehr unterschiedliche Redeweisen über Völker im Gebrauch. Volksgruppen oder, in sozialwissenschaftlicher Metaterminologie, ethnische Gruppen, werden häufig Staatsvölkern gegenübergestellt. In den Staaten des früheren Ostblocks spricht man von Nationalitäten - im Unterschied zur nicht ethnisch definierten übergreifenden Staatsnation. Beliebt ist auch die Unterscheidung von Mehr- und Minderheiten, wobei die erstere bisweilen den Titel einer Titularnation erhalten. Weite Verbreitung hat seit einer Entscheidung des Internationalen Gerichtshofs der Terminus "Gemeinschaft" gefunden, der - ohne die emotionale Konnotation einer Gegensätzlichkeit zur "Gesellschaft" - verstanden wird als "*une collectivité de personnes vivant dans un pays ou une localité donnée, ayant une race, une religion, une langue et des traditions qui leur sont propres, et unis par l'identité de cette race, de cette religion, de cette langue et de cette tradition dans un sentiment de solidarité à l'effet de conserver leur tradition, de maintenir leur culte, d'assurer l'instruction et l'éducation de leurs enfants*